Zeitschrift: Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review

Band: 2 (1894)

Heft: 7

Artikel: Katholisch und protestantisch

Autor: Langen, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-403285

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KATHOLISCH UND PROTESTANTISCH.

Den nächsten Anlass zu folgender Betrachtung bietet uns die Abhandlung des Hrn. Prof. *Beyschlag* über die Aussprüche Jesu an Petrus Matth. 16, 17 ff. in Nr. 5 dieser Revue. Es war selbstverständlich, dass hier die gewöhnliche protestantische Erklärung der berühmten Stelle: Du bist Petrus u. s. w. zum Ausdruck gelangte: Petrus wird der Fels genannt als der erste Gläubige; die Himmelsschlüssel und das Binden und Lösen bedeuten die richtige Anwendung der christlichen Lehre, wie sie jeder Gläubige von dem einmal aufgenommenen Glaubensprinzip machen kann. Dieser Deutung stellen wir die gewöhnliche katholische gegenüber, welche wir aus dem Munde des damals 61jährigen *Döllinger* (Christentum u. Kirche, 1860, S. 31) vernehmen wollen: „Da das Gebäude der Kirche ein für alle Zeiten bleibendes sein soll, so ging dieser Vorzug des Petrus, kraft dessen mit ihm als dem Fundamente alles in der Kirche zusammenhängen muss, notwendig auf andre nach ihm durch Vererbung über. ... Mit der Schlüsselgewalt sollte ihm die Verwaltung der Güter und Schätze des Hauses übergeben werden; kraft derselben sollte er in Gewährung oder Entziehung dieser Schätze, der Heilmittel der Kirche, auf Erden in einer auch für den Himmel gültigen Weise lösen oder binden. Was hier dem Petrus vorerst nur verheissen wurde, das wurde ihm später nach der Auferstehung verliehen: ... ‚weide meine Lämmer, weide meine Schafe.‘ Damit war der gesamten Kirche, die Apostel mit einbegriffen, ein oberster Hirt, ein den Herrn stellvertretendes, regierendes Haupt gegeben. Früher ... hatte er ihm die Versicherung gegeben, dass ... sein Glaube nicht vergehen werde, und dass er, wenn er von seinem Falle sich

wiederum erhoben, seine Brüder, die Apostel, im Glauben stärken solle. Der Stuhl Petri sollte eine Stätte der Wahrheit, eine allen zur Stärkung gereichende Burg des festen Glaubens bleiben. Denn die Worte wie die Gebete des Herrn waren nicht bloss auf die einzelne Person, auf den nächsten Moment gerichtet, sondern sie waren grundlegend und bauend, sie galten vor allem der Kirche und deren zukünftigen, von ihm im Geiste geschauten Bedürfnissen.“ Die später folgende Unterscheidung zwischen der Schlüssel- und der Binde- und Lösegewalt hat *Döllinger* selbst ein Jahr nachher, Janus, S. 98 (1. Ausg.), mit den Worten desavouiert: „Es war darum auch eine vergebliche Mühe, welche sich Döllinger, Christentum und Kirche, S. 30, 2. Ausg. (1868), gegeben hat, die Schlüsselgewalt als etwas nach biblischem Sprachgebrauch von der Binde- und Lösegewalt Verschiedenes zu erklären, so dass in jener eine Gewalt über die gesamte Kirche läge, welche dann auch auf die römischen Nachfolger des Petrus übergegangen wäre. Dies widerspricht allen Erklärungen der Väter und der exegetischen Tradition der Kirche.“ Aber dass Döllinger im wesentlichen bei der katholischen Deutung der Matthäusstelle verharrte, zeigt seine Äusserung in der Vorrede zum Janus (S. XI): „Der Primat ruht, davon ist jeder gläubige Katholik überzeugt, und zu dieser Überzeugung bekennen sich auch die Verfasser dieses Buches, auf höherer Anordnung; die Kirche ist von Anfang an auf denselben angelegt gewesen, er ist in Petrus von dem Herrn der Kirche vorgebildet, er hat sich daher auch mit innerer Notwendigkeit bis zu einem gewissen Punkte entwickelt.“ Prof. Beyschlag hält es dagegen nach seiner Deutung der Matthäusstelle, und indem er die streng päpstliche Erklärung ins Auge fasst, für einleuchtend (S. 67), „wie vollkommen thöricht und ganz und gar nichtig es ist, auf dieselbe eine Rechtsnachfolge Petri in einem Herrscheramt über die Kirche begründen zu wollen“, und meint (S. 69), wenn das „Licht, welches in der Finsternis scheine“, in der Erkenntnis der abendländischen Menschheit durchgedrungen sein werde, werde es die Ruinen des „Stuhles Petri“ in Rom beleuchten.

Wir finden diese zuversichtliche Sprache bei einem überzeugten Protestanten natürlich. Aber vieles, was man für selbstverständlich hält, erscheint nur so infolge von Geburt und Erziehung. Nicht vielen ist es gegeben, sich hierüber

wenigstens einigermassen zu erheben und zu urteilen, als wenn sie ausserhalb ihrer eigenen Verhältnisse ständen. Diese Wenigen — um nur an hervorragende Beispiele zu erinnern — wie Leibniz, Hugo Grotius, Calixtus, finden dann naturgemäss Anklang auf keiner Seite. Das Denken und Empfinden ist leider in unserm Vaterlande, und nicht bloss in der Theologie, in ein katholisches und protestantisches auseinander gegangen, und die Zeit scheint ferner als je, dass eine Verständigung möglich würde. Viele Protestanten jubelten der Unfehlbarkeitserklärung als dem Todesurteil entgegen, welches der Katholizismus sich selber fälle; das neue Dogma galt ihnen als Siegel für die Richtigkeit ihrer eigenen Lehre. In weiten Kreisen — zu denen freilich Prof. Beyschlag nicht gehörte — wurde gehofft, dass nun alle vernünftigen und ehrlichen Katholiken protestantisch würden. Wie oft dagegen hat man auf der andern Seite von der Selbstzersetzung des Protestantismus geredet und gemeint, es sei doch so unbegreiflich, wie jemand diese „babylonische Verwirrung" für die von Christus gestiftete Kirche halten könne, dass alle nicht völlig Ungläubigen baldigst in den Schoss der katholischen Kirche zurückkehren müssten. So stehen die — wir wollen nicht sagen Unfehlbarkeiten — aber Siegesgewissheiten gegeneinander. Wir glauben, weder die eine noch die andere wird sich erfüllen.

Die in Rede stehende Matthäusstelle ist sehr geeignet, katholische und protestantische Denkweise zur Erscheinung zu bringen, weil ihr dunkler und vieldeutiger Inhalt philologisch nicht mit Gewissheit festzustellen ist, sondern als Bestandteil des Begriffes und der Organisation der Kirche sich in katholischen und in protestantischen Augen verschieden wiederspiegelt. Ehe wir indess den Versuch machen, möglichst genau und vorurteilsfrei die Stelle zu deuten, müssen wir einige Worte über die kritische Vorfrage hinsichtlich der Ursprünglichkeit derselben verlieren.

Prof. Beyschlag weist die Hypothese, dass Christus die berühmten Worte überhaupt nicht gesprochen habe, ohne weiteres ab. Vom Standpunkte der protestantischen Evangelienkritik aus scheint uns diese unbedingte Abweisung etwas bedenklich zu sein. Die Entstehung der Evangelien ist in Dunkel gehüllt. Namentlich wird man über den Ursprung der

zahlreichen Übereinstimmungen und Abweichungen in den Synoptikern niemals ins klare kommen. Was speciell Matthäus betrifft, so liegt ihm sicher eine aramäische Schrift zu Grunde, wie schon Papias bezeugt und das ihm sehr verwandte Hebräerevangelium schliessen lässt. In welchem Verhältnis unser Matthäustext zu der aramäischen Urschrift steht, kann niemand wissen. Wollte man sich in Konjekturen ergehen, so liessen sich Gründe für die Vermutung anführen, dass die sicher judenchristlich gehaltene aramäische Urschrift in dem Matthäus etwas heidenchristlich und hierarchisch umgestaltet worden wäre. Das Wort ἐκκλησία findet sich nirgends in den Reden Christi als zweimal in diesem Evangelium. Desgleichen das Binden und Lösen. Die trinitarische Taufformel am Schlusse desselben kömmt sonst in dem N. T. nicht vor, welches nur die Taufe auf den Namen Jesu oder auf dessen Tod erwähnt, wie es auch — von dem notorisch unechten Comma Joanneum natürlich abgesehen — einen so prägnanten Ausdruck für die Trinitätslehre nirgends bietet. Erst im zweiten Jahrhundert begegnet uns die trinitarische Taufformel wieder in den Klementinen, in denen das Matthäusevangelium das am meisten benutzte ist. In dem judenchristlichen Evangelium fällt weiter die nachdrückliche Aufforderung an die Apostel auf, alle (heidnischen) Völker zu lehren, während gemäss der Apostelgeschichte Petrus nach der Ausgiessung des h. Geistes noch Bedenken trägt, eine heidnische Familie in die Kirche aufzunehmen. Dieser heidenchristlichen Tendenz scheint desgleichen die Erzählung von den Magiern aus dem Osten an der Spitze des Evangeliums zu dienen, welche die Berufung auch der Heidenvölker zum Heile des Messias beleuchten soll. Aber wann und wo könnte die aramäisch-judenchristliche Schrift etwas heidenchristlich umgestaltet worden sein? Für Freunde interessanter Kombinationen kam jüngst folgende merkwürdige Notiz von freilich unbekannter Herkunft an den Tag. In einer syrischen Abhandlung mit der Überschrift „Wie die Magier den Stern erkannt, und dass Joseph Maria nicht als sein Weib nahm“ heisst es, dass im Jahre 119 unter Hadrian und dem Bischof Xystus von Rom gelehrte Männer diese Erzählung (die beiden ersten Kapitel des Matthäus) hervorgesucht und in ihrer Sprache aufgeschrieben hätten. (Vgl. *Nestle*, Zeitschr. für wiss. Theol., 1893, S. 435 ff.) Die Erwähnung des Bischofs Xystus weist auf Rom hin als die

Stätte der letzten Redaktion des Matthäus. Ausserdem ist die Vorliebe des antiken Rom für feste Ordnung und Gesetz, für bestimmte Formeln und Ceremonien bekannt. So könnte auch die Taufformel samt der mehr hierarchischen Tendenz des Matthäus eventuell dort ihren Ursprung haben. Man wäre noch versucht, daran zu erinnern, dass in dem Diatessaron *Tatians*, der längere Zeit in Rom weilte, Matth. 17, 26 umgestaltet ist in den Befehl an Petrus: dann bezahle auch du die Steuer, da du ihnen (den Juden) gegenüber ein Fremder bist. Petrus, der Hauptapostel der Juden, wurde sehr bald in Rom, wie die Klementinen zeigen, in den Hauptapostel der Heiden verwandelt, und in dieser Tendenz könnte auch die Änderung bei Tatian ihre Quelle haben.

Kehren wir zu unserer Stelle zurück, so finden sich die Ausdrücke von Petrus als dem Fundament der Kirche und vom Binden und Lösen im N. T. nirgends als hier, und letzterer noch Matth. 18, 18. Aber in den Klementinen, speciell in dem Briefe des Klemens an Jakobus, spielen sie eine grosse Rolle. Wollte man annehmen, Matthäus sei in seiner jetzigen Gestalt in Rom redigiert worden, so müsste man freilich auch der Frage näher treten, wie es sich mit der Ursprünglichkeit unserer Stelle verhalte. Dass die Reden Christi in den Evangelien nicht überall wörtlich wiedergegeben sind, ist eine jetzt von allen Seiten zugestandene Thatsache. Manchmal erscheinen sie, wie die Parallelstellen zeigen, je nach dem ersten Leserkreise etwas modifiziert. Dass die langen johanneischen Reden nicht auf Stenogrammen beruhen, sondern der Evangelist mitunter sichtlich seine eigenen Reflexionen mit den Worten Christi verwebt, kann gleichfalls nicht bezweifelt werden. Vom Standpunkte unabhängiger Evangelienkritik dürfte also die Frage nicht a limine abgewiesen werden, ob unsere Stelle eine diplomatisch genaue Wiedergabe der Worte Christi sei.

An den Parallelstellen bei Markus und Lukas fragt Christus bloss die Jünger, für wen sie ihn hielten; Petrus antwortet: für den Messias, den Sohn Gottes; Christus verbietet ihnen, davon zu reden. An dieser kurzen Mitteilung ist nichts auffallend; auch an dem Verbote nicht, welches die stillschweigende Bestätigung des Bekenntnisses zur Voraussetzung hat. Bei Matthäus ist nun, während die Unterredung im übrigen zwischen Christus und den Jüngern verläuft, an die Antwort des

Petrus die fragliche Verheissung angeknüpft, und dann folgt das Verbot wieder an die Jünger überhaupt, wobei nach jener Unterbrechung durch die Rede an Petrus beigefügt werden musste: „dass er der Messias sei“. Man könnte meinen, dass hier der Zusammenhang einigermassen gestört erscheine; sicher handelt der Passus bei Matthäus von zwei ganz verschiedenen Gegenständen: von der Messianität Christi und parenthetisch von dem Vorzuge des Petrus.

Aber ist denn auch hier wieder alles ungewiss? Wir sagen: Nein. Die Frage, ob jene Parenthese eine Erweiterung der ursprünglichen Rede Christi bildet, wie die oben berührte Frage, ob nicht in Rom an die Stelle des aramäisch-judenchristlichen Evangeliums der griechische, etwas heidenchristlich und hierarchisch modifizierte Matthäus gesetzt wurde, kömmt dogmatisch für den Katholiken gar nicht in Betracht. Die christliche Überlieferung in ihren etwas verschiedenen Formen existierte, wie schon *Lessing* dem Hauptpastor Göze gegenüber geltend machte, ehe es ein Evangelium gab. Jeder weiss, wie frei man gerade in der ältesten Zeit mit den Texten der Evangelien verfuhr, wie wenig Gewicht man auf den Bibelbuchstaben legte, weil man die apostolische Lehre noch aus der ersten Hand besass. Unsere kanonischen Evangelien bilden den nachweislich seit dem zweiten Jahrhundert allgemein in der Kirche als authentisch anerkannten Ausdruck der apostolischen Überlieferung, und darum heisst es bei *Augustin:* ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche dazu veranlasste. Der Katholik begnügt sich aus diesem Grunde bei dem Bewusstsein, dass die Evangelien nichts enthalten, was dem Geiste Christi zuwider ist. Ob in dem einzelnen Falle seine Worte von diesem oder von jenem Evangelisten genauer wiedergegeben sind, ist für ihn nur eine kritisch interessante, aber nicht dogmatisch wichtige Frage. Ob also Christus buchstäblich jene Worte an Petrus gerichtet hat, wie sie bei Matthäus stehen, kömmt für uns weniger in Betracht. Wir wissen, dass ihr Inhalt dem Geiste Christi entspricht, wie die Kirche ihn bewahrte. Und in der That, wenn wir die andern über Petrus handelnden Stellen des N. T. zu einem Gesamtbilde vereinigen, so lässt sich nicht leugnen, dass er als der erste, der hervorragendste unter den Aposteln uns entgegentritt. Selbst in dem äussersten Falle also, dass unsere

Matthäusstelle eine römische Paraphrasierung enthalten sollte, bestimmt, den Vorrang Petri unter den Aposteln nachdrücklich hervorzuheben, würde das der Richtigkeit der Lehre keinen Eintrag thun. Denn mehr als ein solcher Vorrang ist in derselben nicht zu finden.

Nach diesen kritischen Vorbemerkungen gehen wir zur Exegese über. Wer sich für die Geschichte derselben in der alten Kirche interessiert, findet das Material in meinen Büchern „Das Vatikanische Dogma“ I, 38 ff., und „Die Kirchenväter u. das N. T.“, Bonn 1874, S. 126 ff., mit möglichster Vollständigkeit zusammengestellt. Hier halten wir uns an den Wortlaut der Stelle selbst, welche wegen ihrer bildlichen Ausdrucksweise der Erklärung einen weiten Spielraum bietet. Wir bescheiden uns, die unsrige als die uns wahrscheinlichste zu entwickeln, ohne ihre ausschliessliche und evidente Richtigkeit zu behaupten.

Ohne Zweifel wird Petrus wegen seines Glaubens der Fels genannt, der Grundstein, auf den die ganze christliche Gemeinde aufgebaut werden sollte. Hier ist von keinem Amte die Rede, sondern von der persönlichen Beschaffenheit des Petrus, infolge deren er der erste Bekenner Christi, der erste Christusgläubige war. In dieser Eigenschaft konnte er unmöglich einen Nachfolger haben. Die grosse Gemeinschaft aller Christen bis zum Ende der Zeiten ist als ein grosser Bau gedacht, in welchem man die einzelnen Generationen sich als Stockwerke vorstellen kann, die nacheinander aufgebaut werden bis zum letzten. An diesem Baue bildete der erste Bekenner den ersten Stein, dem die andern folgen.

Bei dieser auch im Altertum vertretenen Auffassung war es natürlich, dass die Worte lauteten: du *bist* der Fels, und auf diesen Felsen *werde* ich meine Gemeinde bauen. Petrus war bereits der erste Stein durch sein Bekenntnis; aber der Aufbau der ganzen Gemeinde der Christusgläubigen gehörte erst der Zukunft an. Ebenso heisst es nun weiter: ich *werde* dir die Schlüssel des Himmelreiches geben; was du auf Erden wirst gebunden haben, wird auch in den Himmeln gebunden sein u. s. w. Sollte diese dunkle Rede heissen: durch deinen Glauben hast du selbst Zutritt zum Himmelreich und vermagst es auch andern zu erschliessen; deine aus diesem Glauben fliessenden Lehren und Weisungen entsprechen dem göttlichen

Willen, so müsste man das Präsens erwarten wie in dem ersten Satze. Denn Petrus selbst besass ja bereits den Glauben und hatte ihn bekannt; er besass also auch in jenem Sinne bereits die Schlüssel des Himmelreichs und die Fähigkeit, zu binden und zu lösen. Dass er davon erst nach Christi Himmelfahrt Gebrauch machen sollte, ändert an der Sache nichts. Hätte dieser Gedanke ausgesprochen werden sollen, so lag es nahe, zu sagen: du wirst das Himmelreich zu öffnen haben. Aber der Ausdruck: „dir *werde* ich die Schlüssel *geben*“ lässt schliessen, dass es sich hier um eine zukünftige Verleihung handelt, was denn auch dem Scharfsinn eines Döllinger nicht entgehen konnte. Diese Verleihung erfolgte nach der Auferstehung, als Christus den Petrus und die übrigen Apostel mit ihrer grossen Weltmission betraute. Hier handelt es sich also nicht mehr um eine persönliche Beschaffenheit, sondern um auf eine solche gegründete zukünftige Vollmachten.

Die Bilderrede wird deutlicher durch das „Binden und Lösen“ Matth. 18, 18, wo diese Metapher von dem Ausschluss und der Zulassung zur christlichen Gemeinschaft gebraucht ist. Die Schlüssel des Himmelreiches bedeuten demgemäss auch hier dasselbe. Petrus wie auch die übrigen sollen also mit der Vollmacht ausgerüstet werden, zur Christengemeinde und damit zum Himmelreiche zuzulassen und auszuschliessen, selbstverständlich nicht nach Belieben, sondern dem Geiste Christi gemäss, dann aber natürlich mit niemals fehlendem Erfolge. Protestantischerseits pflegt man darauf hinzuweisen, dass Matth. 18, 18 die Apostel nicht als solche, sondern als Gläubige angeredet würden, und darum das Binden und Lösen nachweislich keine den Aposteln zustehenden Amtsvollmachten bezeichne. Dagegen ist jedoch zu erinnern, dass den Hauptgedanken an dieser Stelle die Beilegung der Zwistigkeiten unter den Gläubigen bildet, und nur nachträglich und nebenbei von dem Binden und Lösen die Rede ist. Die Gemeinde wird als die oberste Instanz bezeichnet; durch welche Organe das Binden und Lösen, d. i. eventuell der Ausschluss erfolgen soll, ist nicht gesagt. Dass es durch die Apostel, resp. die Leiter der Gemeinden in deren Namen geschehen musste, ergiebt sich aus der Natur der Sache, wie aus allem, was das N. T. über das Kirchenamt enthält.

Hiernach würde es sich in dem zweiten Teile unserer Rede um Amtsvollmachten handeln, bei denen wohl von einer Ver-

erbung auf Nachfolger die Rede sein könnte. Entscheidend für diese Deutung ist aber insbesondere die dogmatische Auffassung, mit welcher man an sie herantritt. Und hier kömmt denn der Gegensatz zwischen katholisch und protestantisch in der schärfsten Weise zum Ausdruck. Versteht man unter Christentum ein blosses Ideal, den Geist Jesu, der die Menschheit durchdringen sollte, vielleicht, wie *Rothe* es zuletzt sich dachte, nicht einmal mehr in der Form einer sichtbaren, organisierten Gemeinde, sondern als Sauerteig, welcher der staatlichen und socialen Ordnung Farbe und Charakter verleiht, so muss auch unsere Matthäusstelle umgedeutet werden. Dann gehört der Begriff der Kirche einem niederen, überwundenen Standpunkt an, von kirchlichen Amtsvollmachten ist keine Rede mehr, es giebt nur noch eine christliche Religion, ein sittliches Lebensideal in verschiedenen Gestalten. Wir räumen ein, dass die neutestamentlichen Schriften an manchen Stellen diese oder eine ähnliche Auffassung zu begünstigen scheinen. Von einer abgerundeten, formulierten Dogmatik ist in ihnen nichts zu finden, noch weniger von einem ausgebildeten Kirchenrecht. Hat diese Wahrnehmung doch jüngst *Sohm* veranlasst, den Gedanken zu entwickeln, dass alle Rechtsnormen dem Geiste des Christentums zuwider seien, und dass, sobald sich ein Kirchenrecht gebildet habe, es um die Reinheit der christlichen Religion geschehen gewesen. Von dem dogmatisch-biblischen Standpunkte aus, nach welchem das Christentum völlig unverändert und unwandelbar bleiben müsste, wie es in der apostolischen Zeit gewesen, dürfte es dann zu einer eigentlichen Kirchenbildung überhaupt nicht kommen. Denn von einer Kirche mit festen Formen und Einrichtungen im spätern Sinne weiss das N. T. noch nichts. Einzelne Gemeinden werden gegründet, kleinere Versammlungen von Gläubigen finden statt, die Leitung derselben wird mitunter als göttliche Gnadengabe behandelt, als ob sie nur auf persönlicher Beschaffenheit beruhte. Und wo von Kirchenämtern die Rede ist, wird stets in der Mehrzahl gesprochen, so dass ein festes, einheitliches Regiment ausgeschlossen erscheint. Selbst die Bezeichnungen wechseln: Älteste, Aufseher, Vorsteher werden die Leiter in gleicher Weise genannt. Von christlichen Priestern ist, wie schon *Luther* richtig bemerkte, nirgends die Rede: der einzige Hohepriester, der Mittler zwischen Gott und den Menschen, in dem

sich das vorbildliche Priestertum des A. T. erfüllte, ist Christus selbst. Den Character indelebilis, d. i. die unvertilgbare Übertragung bestimmter übernatürlicher Fähigkeiten durch Handauflegung aus dem N. T. nachzuweisen, ist den katholischen Kontroversisten noch immer misslungen, von Eck und Cochläus angefangen bis auf die kleinen dogmatischen Nachschreiber unserer Tage. Wer also in scholastischer Weise das N. T. als Summa dogmatica und als Corpus iuris canonici behandelt, kann unmöglich von der Richtigkeit der katholischen Auffassung sich überzeugen. Aber so will es auch nach seiner ganzen Anlage und Entstehung nicht betrachtet sein. So oft man später den Versuch der Montanisten erneuerte, das apostolische Zeitalter wieder herbeizuführen und zu verewigen, musste derselbe an dem Naturgesetz geschichtlicher Entwicklung scheitern. Und wenn wir es offen gestehen sollen, scheint uns das der Grundfehler der Reformatoren des 16. Jahrhunderts gewesen zu sein, dass man den Zustand der Entstehung und ersten Entfaltung des Christentums für den absolut massgebenden und bis zum Ende der Zeit unbedingt festzuhaltenden erklärte.

Dieser dogmatisch gebundenen, scheinbar festen lutherischen Auffassung stellen wir die geschichtlich weitblickende des wissenschaftlichen Katholizismus gegenüber, wie sie beispielsweise *Döllinger* in der Vorrede zu „Christentum und Kirche“ ausgesprochen hat: „Nur Anfänge sind es, nur die einfache, samenkornartig in sich beschlossene, Fremden ihr Inneres verhüllende Gestalt der apostolischen Urkirche ist es, welche der Betrachtung hier vorliegt. Aber in diesen Anfängen liegen die Kräfte und Keime einer Kultur, welche in ihrer universalen, auf die ganze Menschheit gerichteten Bestimmung nach 18 Jahrhunderten noch immer im Werden und in stetem Wachstum begriffen ist, liegt ein Reichtum schöpferischer Ideen, eine Fülle von neuen Gestaltungen, in Staat, Kirche, Kunst, Wissenschaft und Sitte beschlossen, welche noch lange nicht erschöpft sind, vielmehr auch noch in künftigen Zeiten Erkenntnisse und Einrichtungen zu Tage fördern werden, die wir jetzt noch kaum zu ahnen vermögen.“

Die Gebundenheit an das „Wort“ des N. T. hat es unseres Erachtens mit sich gebracht, dass der Protestantismus seit jeher namentlich an dem Mangel einer festen und der Zeit entsprechenden Organisation krankte. Die Periode des Werdens und der

Gährung, der ersten, selbst mit Schwärmerei verbundenen Begeisterung konnte nur die allgemeinsten Grundzüge von Formen und Einrichtungen darbieten, deren feste Gestaltung für die Zukunft, die Zeit der Ernüchterung, der Erhaltung und Verbreitung unentbehrlich war. Die Ideen des Gemeindelebens in der Urkirche mechanisch erneuern und festlegen wollen, heisst die Kirchenbildung unmöglich machen und das Christentum in einen zerfahrenen Idealismus verwandeln. Aus dem zum Teil etwas bunten Treiben der Urkirche heraus, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, konnte sich erst allmählich eine Kirchenorganisation entwickeln, wie wir sie seit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts immer deutlicher verfolgen können. Und schon in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts handelte es sich bei dem Montanismus um die Frage, ob das Christentum sich zur Weltkirche gestalten, oder ob es in künstlich festgehaltener Schwärmerei baldigst wieder verschwinden sollte.

Und da müssen wir denn gestehen, dass nach unserer Überzeugung zufolge göttlicher Fügung nach dem Untergange der Mutterkirche zu Jerusalem unter Hadrian, bald nach der Zeit des Bischofes Xystus, die römische Kirche immer sichtbarer an die Spitze der ganzen ἐκκλησία tritt, um mit der Genialität in der Gesetzgebung, der Organisation und der Regierung, wie sie der Weltstadt eigen war, aus der schwärmerischen Christengemeinde die grosse Weltkirche zu gestalten. Zwar musste bei diesem Prozesse viel von dem ursprünglichen Idealismus verloren gehen; aber die Blüte büsste nur von ihrem Dufte ein, um die Frucht fest und lebenskräftig werden zu lassen. Die orientalische Kirche, zu Rom nur in fernerer Beziehung stehend, bewahrte sich mehr Freiheit in ihrer Entwicklung, als es der abendländischen möglich war; aber was wäre bei der den Griechen angeborenen Disputierkunst in den trinitarischen und christologischen Kämpfen aus ihr geworden, hätte sie nicht in den Zeiten grösster Not an der ihr spekulativ nicht gewachsenen, aber praktisch überlegenen römischen Kirche eine feste Stütze gehabt? Unter der römischen Herrschsucht hat die abendländische Welt viel zu leiden gehabt, besonders seit Gregor VII. den Geist der pseudoisidorischen Dekretalen zur Geltung brachte. Aber wo Rauch ist, sagt Pseudoklemens, da ist auch Feuer. Über dem Hass gegen die Tyrannei darf man der Schöpferin von Ordnung und Recht seine Anerkennung nicht versagen.

Freiheit, Geist, Liebe, Licht sind Worte, welche schöne Vorstellungen erwecken; aber bei der Einrichtung eines grossen Gemeinwesens von dauerhaftem Bestand sinken solche Ideen zu leerem Phrasengeklingel, zu hohlem Pathos herab, wenn sie nicht einen klaren, fassbaren Inhalt bekommen.

Seit dem zweiten Jahrhundert begann dieser Entfaltungsprozess, welcher nicht ohne Gährung und Kämpfe die Kirche und ihre Einrichtungen schuf. Sobald von der Kirche im vollen Sinne des Wortes die Rede sein konnte mit bestimmten Lehren, Formen, Funktionen, war sie die katholische, deren freilich weiter entwickelte Grundzüge die morgenländisch-griechische wie die abendländisch-lateinische oder römische bis auf den heutigen Tag bewahrt. Die lückenhafte Überlieferung der Vorkommnisse im nachapostolischen Zeitalter macht es oft schwer, ein sicheres Urteil zu fällen. Aber die protestantische Forschung greift unseres Erachtens häufig fehl, indem sie die Unbestimmheit der Lehren und Einrichtungen der Urkirche chronologisch möglichst weit auszudehnen trachtet. Dies Streben beruht oft unbewusst auf der Vorstellung, dass mit der Fixierung von Dogmen, der Einrichtung der Hierarchie und des altkirchlichen Gottesdienstes das Christentum gefälscht worden sei, um erst im 16. Jahrhundert wieder entdeckt zu werden. Man denkt sich darum gern solange wie möglich gleich den Aposteln auch deren Nachfolger als protestantische Prediger ohne Symbolum, ohne eigene Unterscheidung von den Laien, ohne Verfassung und ohne Gesetz. Erst wo alles dies so handgreiflich wird, dass seine Existenz absolut nicht mehr zu bestreiten ist, räumt man die „Entartung“ des Christentums zu einer Priesterkirche ein. Namentlich für die Verfassungsfrage und kirchliche Organisation fehlt infolgedessen protestantischen Forschern häufig der richtige Blick. Katholisches will mit katholischen Augen betrachtet sein. Der Brief des Klemens an Jakobus über seine Einsetzung durch Petrus in Rom, um ein naheliegendes Beispiel zu erwähnen, zeigt so deutlich, dass mit dem Kampfe zwischen Heiden- und Judenchristentum die Verfassungsfrage sich mischte, dass man staunen muss, wie wenig dies noch immer erkannt wird. Die Aufnahme desselben in die pseudoisidorischen Dekretalen hätte doch längst den Kritikern die Augen darüber öffnen sollen, dass es sich hier nicht bloss um abstrakte Lehren und Theorien, sondern auch um konkrete und praktische Fragen handelte.

Im Lichte der kirchlichen Überlieferung will darum bei historischer Auffassung auch das N. T. behandelt sein, nicht als ob es spätere Dogmen und Einrichtungen wie ein Quellenwerk enthielte, sondern weil es die Wurzel ist, welche den reich gegliederten Baum, wenn auch nicht ohne Auswüchse, organisch aus sich hervorgehen liess. So muss das tiefsinnige Prinzip der alten Kirche verstanden werden, dass die Bibel nach der Überlieferung der Väter zu deuten sei, weil man aus der Bibel allein alles und darum nichts zu beweisen vermag:

Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Nach jenem Prinzip finden die Katholiken, auch die des Orientes, wie aus *Macaire,* Théologie dogmatique orthodoxe, Paris 1860, III, 241 sqq., u. a. zu ersehen ist, an unserer Matthäusstelle übereinstimmend die kirchlichen Vollmachten ausgedrückt, und weichen nur in der Ausdehnung oder in der Teilung derselben zwischen Petrus und den übrigen Aposteln voneinander ab. Hier hat also der exegetische Streit ein Ende, oder vielmehr er erweitert und vertieft sich zu der unüberbrückbaren dogmatischen Kluft zwischen der Auffassung des Christentums als eines mehr oder weniger formlosen religiösen Idealismus und der einer Religion, welche bestimmt war, eine feste kirchenbildende Gestaltung anzunehmen. Würde der Protestant sich zu einer hierarchischen Kirche bekennen, so hörte er auf, Protestant zu sein, und erkennte der Katholik Petrus keine andere Stellung zu als die des Erstlings der Gläubigen, so gäbe er seinen Katholizismus auf. Ob das Licht, welches in der Finsternis leuchtet, mit der Zeit die Trümmer dessen beleuchten wird, was man heutzutage den Stuhl Petri nennt, oder ob Luther und Macaulay mit ihren bekannten Prophezeiungen Recht bekommen werden, bescheiden wir uns nicht zu wissen. Aber mit allen lateinischen wie orientalischen Katholiken hegen wir die Zuversicht, dass das, was man im Altertum unter der Cathedra Petri verstand, die bischöfliche Vollmacht, welche man auf unsere Matthäusstelle gründete, bestehen bleiben wird, solange es eine christliche Kirche giebt.

J. Langen
in Bonn.